

PROÖMIUM

„Der jüdische Apostel Paulus und der afrikanische Kirchenvater Augustinus, der griechische Philosoph Plotin und der persische Dichter Hafis stimmen in einer Ansicht überein: daß wir Menschen auf Erden eigentlich in der Fremde leben, daß unsere wahre Heimat nicht in unserem irdischen Zuhause, sondern in jenseitigen, geistigen Gefilden liege.“

Mit diesem Satz leitet Alexander Demandt das von ihm herausgegebene Buch „Mit Fremden leben“¹ ein. Dahinter liege die Erfahrung, so Demandt, die man im Ausland gemacht habe, leitet sich doch der Begriff 'Elend' von da her. Die Etymologie nämlich erklärt uns das Wort: *elend*: als Adjektiv bedeutet es 'bedrückt durch Not, Armut, Unglück, ärmlich, leidend'. Das althochdeutsche zusammengesetzte Adjektiv *elilenti* (8. Jh.), mittelhochdeutsch dann *ellende*, besagt 'aus der Fremde kommend, nicht einheimisch', 'in der Fremde lebend'. In der substantivierten Form erscheint es in der Folge als 'Fremdling', 'Vertriebener, Verbannter'. Die Wurzeln lassen sich weiterverfolgen, zurück bis ins Urnordische und über das griechische *állos* zum lateinischen *alius* bzw. *alienus* für 'fremd', dies abgeleitet von einem indoeuropäischen Adverb **ali*, 'dort'². Noch im 18. und 19. Jh. bewahren Redewendungen wie 'ins Elend gehen, schicken' resthaft die alte Bedeutung 'Fremde'³. Ein Sachverhalt negativer Befindlichkeit ist es also, der dem Fremdsein, wie der Zusammenhang durch die aufklärende Etymologie erhellt, zu Grunde liegt. Das Fremdsein an sich ist derzeit noch und weiterhin ein unverrückbarer Tatbestand, global⁴. Es ist nach wie vor so, dass im Allgemeinen nur der in die Fremde geht, den die Not dazu zwingt. Dies mag für

die Mehrzahl der Auswanderer auch noch heute gelten. Als Gründe der Not werden verschiedene Ursachen namhaft gemacht: Wirtschaftliche Verhältnisse sind es, religiöse und politische, welche Menschen ins Ausland treiben.

Das Nebeneinander von reichen und armen Ländern, von guten und schlechten Regierungen hat immer schon zu Spannungen zwischen diesen geführt. Demandt ortet ein stetes Anwachsen dieser Spannungen seit dem vergangenen Jahrhundert, und diese verstärken sich zusehends, sodass man davon ausgehen könne, „daß wir erst am Anfang einer universalen Völkerwanderung stehen“.

Politiker wie Bevölkerung reagieren auf dieses Phänomen regionaler Mobilität „noch mit einer gewissen Hilflosigkeit“. Die Frage des Asylrechts ist davon genauso betroffen wie die Frage regelrechter Einbürgerung Zugewanderter, das Nachholen der Familien von ansässig gewordenen Gastarbeitern genauso wie der Versuch, multikulturellen Strukturen zum Durchbruch zu verhelfen.

Migrationen gab es auch in der Antike. Gerade was germanische Völker betrifft, waren es immer wieder Wanderungsbewegungen ganzer Stämme, Gruppen und einzelner Scharen, die Probleme hervorriefen, und mit denen schon damals recht unterschiedlich umgegangen wurde. Die Einbürgerung in das Römerreich war dabei genauso möglich und erfolgte denn auch oft, wie es der Fall sein konnte, dass durch kriegerischen Einsatz ein ganzes Volk so vernichtet wurde, dass sich seine Spuren in der Geschichte abrupt verloren. Auf der anderen Seite waren es gerade germanische Populatio-

¹ A. Demandt (Hrsg.), *Mit Fremden leben. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart* (1995).

² Siehe auch den Artikel „Fremder“ in: RGA 9 (1995).

³ So etwa in Franz Grillparzers Trauerspiel „Libussa“, entstanden zwischen 1822 und 1848. Im 5. Aufzug antwortet eine von Libussas vertriebenen Schwestern dieser auf die Frage, wo sie nun hinzögen: „*Ins Elend, in die Welt.*“ Den Hinweis auf diese literarische Stelle verdanke ich Gerhard Dobesch.

⁴ Zur Bedeutung der 'Fremdenproblematik' in der Neuzeit

sehr lesenswert: H.M. Enzensberger, *Die große Wanderung. Dreiunddreißig Markierungen* (1992); A. Wierlacher (Hrsg.), *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung* (1993); M. Schuster (Hrsg.), *Die Begegnung mit dem Fremden, Colloquium Rauricum 4* (1996); W. Gauer, *Heimat und Fremde. Die Suche nach der Identität in der Geschichte und in den Ursprüngen*, MDAVerb 13/2, 1982, 9 ff.

nen, die im Zuge ihrer Migrationsbewegungen, ihrer Wanderbewegungen⁵, andere Bereiche unterworfen haben. Zuweilen waren dabei komplexe, schwer nachvollziehbare ethnische Assimilationsprozesse die Folge.

Das römische Germanenbild ist fast durchweg ein Bild des Fremden. Integrative Formen sind – soweit überhaupt als solche erkennbar – deutlich in der Minderzahl. Natürlich mag das mit der Überlieferung des Bildbestandes zusammenhängen, aber auch mit der Frage, was und wer ‘bildwürdig’ war.

Ich bin jedenfalls davon überzeugt, dass wir uns auch dem antiken Germanenbild nur dann mit Erkenntnisgewinn nähern können, wenn wir es vor dem Hintergrund allgemeiner Fragen des Fremdenbildes im Besonderen und des Fremdseins an sich im Allgemeinen zu sehen bereit sind. Und: wenn wir anstehende Fragen generell unter dem Gesamtaspekt der Menschheitsgeschichte betrachten. Viele Erscheinungsformen gleichen sich da, sie haben meist nur andere Namen.

Fremdbild, Feindbild, Freundbild⁶, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus – das sind Erscheinungen, die vermutlich allerorten heimisch sind, wenngleich es Stimmen gibt, die solches auf Verhältnisse bestimmter his-

torischer Konstellationen zurückführen möchten. Tatsächlich aber weiß man es noch nicht, ob die Grundlage dafür im Menschen quasi ‘von Natur aus’ angelegt ist, oder ob sie irgendwann erworben wurde. Es mag dies eigentlich sekundär sein. Ich halte es für sinnvoller, nach Strategien zur Überwindung solcher Einstellungen zu suchen, somit gleichsam die Etymologie zu korrigieren versuchen, damit vielleicht irgendeinmal nicht mehr ‘fremd’ von vorneherein mit ‘elend’ assoziiert werden muss. Ich denke, dass dies nicht *a priori* und grundsätzlich utopisch sein sollte. Man kann nicht das Ergebnis eines nicht erfolgten Versuches präjudizieren.

Alexander Demandt weist auf die Schwierigkeiten hin, welche bei der Aufnahme von Fremden auftreten können, doch ließen sich diese meistern, „*wenn Herzensgüte und Augenmaß zusammenkommen*“.

Dass die Sache also nicht ganz so einfach ist, versteht sich von selbst. Wir müssen von altem Schablonendenken und Kategorisieren nach Stereotypen abrücken. Eine Offenheit nach allen Richtungen hin gibt es wahrscheinlich nie und nirgends. Überall stößt man an Grenzen und ist gezwungen, Kompromisse einzugehen.

⁵ Die Absicht solcher Wanderungen war nicht selten die von Plünderungszügen.

⁶ Siehe zu diesem Themenkomplex die Beiträge in: Ch. Adobati u. a. (Hrsg.), Wenn Ränder Mitte werden. Zivilisation,

Literatur und Sprache im interkulturellen Kontext, Festschrift F. P. Kirsch (2001) 485 ff. (Hinweis Helmut Birkhan). – Im Griechischen ist *xénos*, der Fremde, zugleich der Gast, was Integration signalisiert.